

Die ewigen Mythen: Grenzen, Regeln, Konsequenzen

Ein Plädoyer für einen pädagogischen Paradigmenwechsel

„Mythen erheben einen Anspruch auf Geltung für die von ihnen behauptete Wahrheit. (...) In einem weiteren Sinn bezeichnet Mythos auch Personen, Dinge oder Ereignisse von hoher symbolischer Bedeutung oder auch einfach nur eine falsche Vorstellung oder Lüge.“ (Wikipedia)

Ausgangsfragen: Was brauchen Kinder heute, um morgen ein gutes Leben führen zu können? Welches Wissen haben wir über Kinder? Welche pädagogischen Herausforderungen stellen sich für Erzieherinnen und Erzieher? Und wie reagiert die Pädagogik darauf? Leben die Mythen der Regeln, Grenzen und Konsequenzen davon, dass sie sich selbst immer wieder erzeugen und sind sie vielleicht mit die Ursache für stetig mehr verhaltensauffällige Kinder, Stress und Resignation im Erzieherinnenberuf? Als „neues“ Wissen aus der Neurobiologie (Gerald Hüther, Joachim Bauer), der skandinavischen Pädagogik (Jesper Juul) und der Psychologie (Arno Gruen) möchte ich folgende Punkte anführen:

- Kinder sind soziale Wesen von Anfang an.
- Kinder wollen kooperieren. Sie wollen sich aber selbst dafür entscheiden. Bedingung: eine gute Beziehung und das Gefühl, wertvoll zu sein.
- Kinder sind kompetent und wollen Verantwortung übernehmen. Dazu brauchen sie Begleitung.
- Empathie und Kooperation sind die Grundlagen menschlichen Zusammenlebens.

Dieses Wissen vor Augen ermöglicht die Hypothese: Stecken wir womöglich viel zu viel Kraft und Energie in Dinge, die wir noch nicht sehen können, weil wir zu sehr mit den Symptomen beschäftigt sind, die wir letztlich selbst erzeugt haben? Wenn das so wäre, wäre es ja auch unklug, so weiterzumachen. Doch was kommt dann? Was müsste sich verändern? Wie sieht eine Pädagogik ohne Grenzen, Regeln und Konsequenzen in der bekannten Form aus? Ist das überhaupt möglich? Welche Auswirkungen hat das auf die pädagogischen Fachkräfte?

Mythos Grenzen

Grenzen sind unpersönlich, wenn die Grenze um das Kind gezogen wird. „Du darfst nicht ...“, „Du musst ...“, „Man macht nicht ...“. Kinder lernen, nicht so zu sein, wie sie sein wollen, sondern so wie andere sie haben wollen. Hinter Grenzen stehen oft Absichten, feste Ziele und Fixierungen. So erfahren Kinder Verletzungen ihrer persönlichen Grenzen, was ihre Integrität und ihr Selbstwertgefühl verletzt. Die persönliche Entwicklung ist gehemmt, die Selbstwirksamkeit blockiert. Wie können Grenzen eine konstruktive Qualität bekommen? Indem sie als persönliche Grenze formuliert werden. „Ich will ...“, „Ich will nicht ...“. Gegenrede: Das ist nicht höflich! Dafür persönlich. Ungewohnt ist die dadurch entstehende Nähe zwischen zwei Menschen. Die höfliche Distanz entfällt. Die persönliche Herausforderung ist, dass ich als pädagogische Fachkraft meine Grenzen formulieren und einfordern muss – was mich spürbarer und am Anfang eventuell verletzbarer macht. Denn der Rückzug hinter ein unpersönliches „Das machen WIR hier nicht“, ist nicht mehr möglich. Kinder bekommen so die wichtigen Orientierungspunkte, die sie für ihre Entwicklung benötigen. Langfristig werden sich die Beziehungen verbessern und damit bekommen Konflikte eine konstruktive Qualität, die allen Beteiligten in der persönlichen Entwicklung weiterhelfen. Zur Beruhigung: „Ich will“, ist eine klare Botschaft und eine klare Grenze, die Kinder zur Orientierung benötigen. Dies ist für Konfliktfälle sehr empfehlenswert. Im Lauf der Zeit lernen Kinder durch die Erwachsenen auch ganz nebenbei die höflichere Sprache.

Mythos Regeln

„Wir streiten uns nicht. Wir lassen uns ausreden. Wir werfen keine Bauklötze. Wir hören der Erzieherin zu.“ So und ähnlich lauten Regeln in Einrichtungen. Regeln dieser Art gehen davon aus, dass Kinder nicht in der Lage oder willens sind, sich als soziale



Wider der Begrenzung des Alltags durch Regeln: Ein Klima des persönlichen Wachstums ermöglichen

Foto: Wilbert van Woensel

Wesen zu verhalten. Ihnen wird geradezu Böswilligkeit unterstellt. Wie würde es uns Erwachsenen gehen, wenn wir solche Regeln befolgen müssten? Und wenn uns jemand im Konfliktfall auf eine ähnliche Regel hinweisen würde? Wäre da nicht auch ein Gefühl von Misstrauen und Distanz, von Provokation und vielleicht gar Trotz? Regeln verweisen auf ein „wir haben beschlossen“, was eine pädagogische Einheit vorspiegeln soll, die Schutz bietet und die pädagogische Persönlichkeit verdeckt. Persönliche Beziehungen verkümmern, Kinder werden zu Objekten. Etwas pointierter ausgedrückt: „Wir sind friedlich. Wir sind höflich. Wir sind friedhöflich.“⁴¹

Regeln werden oft für nötig gehalten, um Gruppen zu einem sozialen Miteinander anzuhalten. Die bisherige Erfahrung: Wenn eine Ausnahme gemacht wird, fordern andere Kinder möglicherweise auch eine Ausnahme. Diese Form einer „negativen Erwartungshaltung“ ist sehr verbreitet. Sie entspringt einem spezifischen Kontext: zu viel Gehorsam oder zu

viel Demokratie. Beides ist für die Beziehungsqualität nicht förderlich. Zum einen mit Grenzverletzungen versehen und zum anderen mit nicht vorhandener Orientierung. So entstehen Machtkämpfe, die viele negativen Erfahrungen und Verletzungen hinterlassen – und dies auf beiden Seiten: bei den pädagogischen Fachkräften und bei den Kindern.

Regeln und deren Begleiterscheinungen: Kinder lernen nicht, für sich selbst verantwortlich zu sein, sondern sie orientieren sich zunehmend im Außen: „Petzkulturen“ etablieren sich. Kinder gehen in Führung und verlangen von den pädagogischen Fachkräften, was diese propagieren: Konsequenzen. Das tut den Kindern nicht gut und auch nicht den Erzieherinnen. Regeln haben ihre Berechtigung wenn sie im Rahmen der Kultur einer Einrichtung aufgestellt werden und keine persönlichen Verletzungen nach sich ziehen. Die Regel, dass die Straßenschuhe ausgezogen und Hausschuhe angezogen werden, gehört dazu. Die Anzahl dieser Regeln ist aber sehr gering.

Mythos Konsequenzen

Im Rahmen der zwischenmenschlichen Beziehungen sind Konsequenzen eine sprachliche Aufhübschung für Strafen. Hochsaison haben momentan „kreative Konsequenzen“, deren Kreativität in „Gehorsam und Beschämung – neu gedacht“ erstickt. Wir kennen natürliche Konsequenzen (wenn es regnet, werde ich nass). Die Konsequenzen der Erwachsenen in Bezug auf die Beziehung zu Kindern sind weder natürlich noch notwendig. Konsequenzen unterliegen einer einfachen „Wenn-dann“-Logik. Im Kern wird den Kindern Misstrauen entgegengebracht, was oft mit Kritik verbunden ist. Sie schwächen den Selbstwert der Kinder – und den der Erwachsenen ebenfalls.

Konsequenzen sind Beziehungskiller, die die Bindungen schwächen und die wichtige Entwicklungsschritte der Kinder blockieren. Exemplarisch möchte ich die im pädagogischen Bereich oft eingesetzte Konsequenz der sozialen Isolation betrachten. Kinder werden aus der Gruppe genommen; für bestimmte Spielbereiche in denen die Freunde spielen, werden Verbote ausgesprochen; Kinder werden in die Ecke oder vor die Tür gestellt. Diese Art der Konsequenz, so die Neurobiologie, wird aus Sicht unseres Gehirns genauso wahrgenommen wie körperlicher Schmerz, also wie wenn das Kind geschlagen würde. Unser Gehirn unterscheidet nicht zwischen sozialer Isolation und Gewalt. Der neurobiologische Apparat wird aktiviert und Aggressionen werden so geradezu provoziert, obwohl sie bekämpft werden sollen bzw. nicht da sein dürfen. Tabuthema Aggressionen: Sie werden immer noch als „gefährlich“ missver-

Kinder wollen mit anderen kooperieren.

standen, allzu schnell mit Gewalt gleichgesetzt und damit tabuisiert. Sie sind vielmehr ein Hinweis für Beziehungsstörungen, für Ausgrenzung, Zurückweisung, Abwertungen, Kritik und Misstrauen. „Aggression, die ihre kommunikative Funktion verloren hat, ist destruktiv.“²

Nochmals Gehirnforschung: Wir haben alle das „kooperative Gen“. Auch Kinder wollen kooperieren – wieso sollen wir sie dann noch bestrafen? Sie kooperieren, wie wir Erwachsene auch, wenn sie das Gefühl haben, sie sind wertvoll in der Gruppe oder Familie. Manchmal kooperieren sie auch zu ihren eigenen Ungunsten – das wäre dann ein neues Thema. Oder sie sagen mit einem guten Gewissen „Nein“ und damit „Ja“ zu sich selbst. Eine wunderbare Eigenschaft, die die oft hervorgehobene Individualität kennzeichnet und die persönliche Entwicklung stärkt. Das Selbstwertgefühl nimmt zu, die Integri-

tät kann sich entwickeln und Kinder können in der Folge dann auch Eigenverantwortung übernehmen.

Pädagogik in der Sackgasse?

Wenn Orientierungs- und Hilfslosigkeit mehr Gehorsam zur Folge haben, ist die Sackgasse schmerzhaft spürbar. Unter diesem Aspekt erscheinen Grenzen, Regeln und Konsequenzen als das „Trio infernale“ der Pädagogik. Sie ersetzen persönliche Beziehung durch sachliche Kälte. Sie bewirken in starker Regelmäßigkeit, was sie vorgeben zu vermeiden: auffällige Kinder und gestresste pädagogische Fachkräfte. Neue Trends in der Pädagogik, neue Methoden und Tricks haben ihre Wurzeln stets im gleichen Ursprung – es geht um die Durchsetzung von Macht. Ob bewusst oder unbewusst, bleibt dahin gestellt. Das dies so ist, hat auch mit fehlender Empathie zu tun. Sie wird durch abstrakte, kognitive Denkweisen ersetzt. Die alten Werte taugen nicht mehr für die heutige Situation, die sich durch ein viel größeres Maß an Freiheit auszeichnet. Die gewonnene Freiheit braucht eine neue Verantwortung.

Weg vom Problem – hin zur Lösung: der Paradigmenwechsel

„Paradigmen spiegeln einen gewissen allgemein anerkannten Konsens über Annahmen und Vorstellungen wider, die es ermöglichen, für eine Vielzahl von Fragestellungen Lösungen zu bieten. Ein Paradigma ist solange anerkannt, bis Phänomene auftreten, die mit der bis dahin gültigen Lehrmeinung nicht vereinbar sind. Dann werden neue Theorien aufgestellt, die sich manchmal sofort durchsetzen, manchmal erst nach längeren Diskussionen zwischen Verfechtern verschiedener Lehrmeinungen. Das Sich-Durchsetzen einer neuen Lehrmeinung oder den Prozess des Meinungsumschwungs bezeichnet man als Paradigmenwechsel.“ (Wikipedia)

Das „alte“ Paradigma ist den meisten Menschen durch eigene Erfahrung bekannt. Anpassung, Stärkung durch Lob, soziale Verantwortung für andere bzw. das bekannte „Was man macht oder was man nicht macht“, sind die Pfeiler, auf denen die Pädagogik und die Erziehung aufgebaut haben. Das wurde erreicht durch ein pädagogisches Handwerkszeug, das auf einer künstlichen Berufsrolle (wie man zu sein hat, was immer noch gelehrt und gelernt wird) und „neuer“ Methoden, Tools und Tipps beruht. Darunter fallen auch Regeln, Grenzen und Konsequenzen. Die Phänomene, die wir heute beobachten können (auffälliges Verhalten, Angst, Stress, Resignation) und die Meinung, wie sie verhindert werden können, passen nicht zusammen. Was als

Hilfe gedacht ist, wird schnell zur Last. Handwerkszeug wird so zur Zutat für Problemgenerierungen und zur Problemverstärkung. Die Crux: Probleme lösen zu wollen, kann einen ungewünschten Effekt haben: „Hast du ein Problem und willst es lösen, so hast du gleich zwei.“ Vieles deutet darauf hin, dass ein Paradigmenwechsel nötig ist. Wie könnte ein neues Paradigma aussehen? „Um klar zu sehen, genügt oft ein Wechsel der Blickrichtung.“³

Ein veränderter Blickwinkel geht weg von mechanistischen, rationalen Methoden hin zu veränderten Haltungen, die ein Klima des persönlichen Wachstums ermöglichen. Veränderte Haltungen entstehen durch neue Erfahrungen. Neue Erfahrungen brauchen ein förderliches Umfeld, in dem persönliches Wachstum möglich ist. Kennzeichen eines guten Klimas ist, dass es von Vertrauen getragen ist – Vertrauen als bedingungsloser Vorschuss. Dass es Anerkennung praktiziert und Empathie fördert. Dass Gleichwürdigkeit (nicht Gleichheit) als Verzicht der erwachsenen Definitionsmacht umsetzt. Dass Authentizität dem Rollenspiel vorzieht und so Beziehungskompetenz fördert. Ein so geartetes Umfeld ermöglicht, dass inneres Wachstum entstehen kann: Sinnhaftigkeit wird erlebbar, das Selbstwertgefühl und die Integrität entwickeln sich und Eigenverantwortung kann übernommen werden. Die neue Blickrichtung fokussiert den gewünschten Lösungsweg und dockt an Ressourcen an (ohne das Problem dabei auszublenden oder zu bekämpfen).

Auf sich selbst achten

Da es unmöglich ist andere Menschen zu verändern, steht die Beziehung im Mittelpunkt. Sie zu verändern, also über das eigene Verhalten, führt in der Regel auch zu Veränderungen beim Gegenüber. In der Folge sind dann die schönsten Erfahrungen möglich, wenn Kinder auf Änderungen des Verhaltens der Erwachsenen reagieren. Wenn sich die Beziehungsebene verbessert und Teufelskreise durchbrochen werden, sich starre Situationen auflösen und das Gefühl entsteht, dass pädagogisches Handeln als sinnvoll erlebt wird. Zudem die Erfahrung, etwas Neues über sich selbst gelernt zu haben.

Diese neuen Haltungen können erfahrbar gemacht werden, wenn sich pädagogische Fachkräfte vom neuen Wissen inspirieren und ermutigen lassen. Wenn Neues als Einladung verstanden wird und nicht als „So geht es“. Die Kehrseite: Veränderungen können immer auch schmerzhaft sein. Sie haben zudem das Merkmal der „Ehrenrunden“, die immer dann eintreten, wenn sich alte Verhaltensmuster wieder einschleichen. Sie sind notwendige Begleitscheinungen, die ein Indikator für den aufgebrauchten Mut für etwas Neues sind. Hierzu die Geschichte vom angeketteten Elefanten.

Als kleiner Elefant mit einer dicken Kette an einen Pflock gekettet, lernt dieser im Laufe der Zeit, dass er gefangen ist. Später dann, mit einer dicken Kette an einen sehr kleinen Holzpfahl angekettet, der nur schwach in die Erde gesteckt ist, kommt er nicht auf den Gedanken auszubrechen. Obwohl es ein leichtes wäre, das Holz aus der Erde zu ziehen. Die Erinnerung an seine Ohnmacht lässt ihn glauben, dass er nicht fliehen kann. Diese Erinnerung hat er nie wieder hinterfragt. Die Botschaft im Gedächtnis ist:

Unfreiheit im Kopf verhindert neue Wege.

Du schaffst es nicht. Die Unfreiheit ist im Kopf, da braucht es keine Ketten mehr.

Ähnlich geht es uns: Wir haben Erfahrungen gemacht, die sich wie selbst geschmiedete Ketten verhalten. Sie hindern uns daran, neue Wege zu gehen. Wie viel Unfreiheit (oder gedankliche Ketten) haben wir durch die Mythen, Regeln, Grenzen und Konsequenzen? Was bräuchten wir, um aus dem was wir sind zu dem zu kommen, was wir sein könnten? Ist es vielleicht ein viel kleinerer Schritt als wir glauben? Die Komfortzone zu verlassen, heißt offen zu sein für den Ort „where the magic happens.“

Bei allem Gesagten erscheint es wichtig, gelassen zu bleiben. Denn im Wort steckt schon das „Lassen“. Lassen im Sinne von Los-lassen der ewigen Mythen, der starren Ziele und Vorgaben und ein Zu-lassen eines neuen Blickwinkels, des Ungewohnten, des Neuen. So können neue Erfahrungen und neue Haltungen gelingen. Die Frage die übrig bleibt: Können Sie sich einen schöneren Beruf als den der Erzieherin bzw. des Erziehers vorstellen? ■

Anmerkungen

- 1 Andreas Müller: Anstiftung zum Lern-Erfolg, Juni 03
- 2 Joachim Bauer: Schmerzgrenze, S. 63
- 3 Antoine de Saint-Exupéry: Der kleine Prinz